

Evangelisch reformierte Landeskirche des Kantons Zürich

Besuch des Präsidenten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK)

In der ordentlichen Synodeversammlung vom 14. Juni 2011

Der Präsident Peter Würmli heisst den Präsidenten des SEK, Pfarrer Dr. Gottfried Locher, in der Zürcher Kirchensynode willkommen und dankt ihm, dass er so spontan bereit war, heute nach Zürich zu kommen.

Gottfried Locher wuchs in Bern auf. Nach der Matura studierte er Theologie an der Universität Bern, an der er 1992 sein Staatsexamen ablegte. Daneben wurde er Experte für Jugend und Sport. Seine Ordination als evangelisch-reformierter Pfarrer der Bernischen Landeskirche erhielt er 1993. Gottfried Locher setzte seine Studien am King's College der Londoner Universität fort, an der ihm 1999 das Doktorat der Theologie verliehen wurde. Seine Ausbildung erweiterte er mit einem Master of Business Administration an der London Business School. Während seiner Studienzeit in London war er Gemeindepfarrer der Swiss Reformed Church.

Seine Tätigkeit beim SEK nahm Gottfried Locher 1999 als Beauftragter für Ökumene auf. 2001–2005 war er für die Aussenbeziehungen des SEK verantwortlich. Zugleich unterrichtete er an der Universität von Freiburg in systematischer Theologie. 2006 wurde er dort Leiter des Instituts für ökumenische Studien. Die Synode der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn wählte ihn anfangs Dezember 2007 in den Synodalrat. Bisher Vizepräsident des Reformierten Weltbundes, wurde Gottfried Locher ausserdem im Juni 2010 anlässlich des Zusammen31 schlusses des Reformierten Weltbundes und des Reformierten Ökumenischen Rates zum Schatzmeister im Exekutivausschuss der neuen Weltgemeinschaft reformierter Kirchen gewählt. Im Dezember 2010 nahm Gottfried Locher zum letzten Mal als Mitglied an einer Synode der Berner Kirche teil. An dieser Versammlung stellte er sich selber die Frage: «Wozu braucht es diese Weltgemeinschaft reformierter Kirchen? Was bringt sie uns, unseren

Gemeinden, unseren Kirchen?» Er beantwortete sie auf überzeugende Weise. Nun amtiert mit Gottfried Locher also nach 24 Jahren «Zürcher Herrschaft» ein Berner Pfarrer als Präsident des SEK. Ihm wird in diesem Rahmen herzlich zu seiner Wahl gratuliert. (*Applaus*)

Gottfried Locher, Präsident SEK, spricht zu den Anwesenden:

«Herr Synodepräsident, hohe Synode, sehr geehrter, lieber Herr Kirchenratspräsident, liebe Damen und Herren Kirchenräte, liebe Schwestern und Brüder. Eine Ehre und ein Vergnügen ist es, vor Ihnen hier zu sprechen, gleichsam unter den mächtigen Kuppeln des Grossmünsters. Wer hier reden darf – sportlich oder nicht mehr so sportlich –, der müsste schon nur aus Ehrfurcht vor den langen Schatten Zwinglis und Bullingers von der Reformation reden. Auch ich dürfte die mir geschenkte Zeit nicht verstreichen lassen, ohne ausgiebig Zürichs unvergleichliche Stellung für die reformierte Sache zu rühmen: die jahrhundertealte Ausstrahlung der Zürcher Reformation über alle Sprach- und Landesgrenzen hinaus, die anhaltend grosse Bedeutung geistlich-theologisch und nicht weniger weltlich-ökonomisch für die evangelische weite Welt im Allgemeinen und für den Schweizerischen Kirchenbund im Speziellen. Dem Kirchenbundspräsidenten würde heute eine Dankesrede fürwahr gut anstehen. Eine solche Rede wäre ihm eher Bedürfnis als Pflicht, und sie würde viel Wertschätzung – auch für den neuen Kirchenratspräsidenten – beinhalten.

Hohe Synode, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich nun den vielen guten Gründen zum Trotz von alledem nichts tun werde. Erkennen Sie darin bitte nicht Unhöflichkeit, sondern Wertschätzung für dieses Haus, dessen kostbare Zeit nicht mit kirchendiplomatischen Freundlichkeiten vergeudet werden darf. Bald schon erwartet uns das Mittagessen, aber dank Zwingli wissen wir: „Das Reich Gottes besteht nicht in Essen und Trinken, sondern in gerechter Lebensführung und in der Freude im Heiligen Geist.“ In diesem Pfingst-Geist möchte ich Ihnen nun gleich etwas geistige Kost servieren. Erlauben Sie mir, dass ich gleich zur Sache komme.

Vor einer Woche brachte die „NZZ“ eine Buchbesprechung heraus. Geschrieben wurde sie „ennet“ der Limmat im Studierzimmer an der

Kämbelgasse. Besprochen wird das jüngste Buch von Friedrich Wilhelm Graf. Graf ist Professor für Theologie in München und ein scharfzüngiger Kirchenkritiker. Sein Buch trägt den Titel: „Kirchendämmerung. Wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen.“ Mit sehr spitzer Feder diagnostiziert Professor Graf, wo der protestantische Schuh drückt. Er nennt sieben grassierende Untugenden: Vom Niedergang der Wortkultur in unseren Kirchen ist da die Rede, von banaler Religionswellness, wo früher doch nüchterne Frömmigkeit gelebt worden sei. Vom Einzug einer kleinbürgerlichen Klerikerkaste mit erschreckender Bildungsferne, die jetzt dort sitze, wo bis anhin die Elite des Bildungsbürgertums sass. Heute regiere kirchlicher Moralismus. Zitat Graf: „Weihnachtspredigten gleichen Regierungserklärungen eines allzuständigen Klerikalgouvernements, das seine Kompetenz für globales Krisenmanagement in Anspruch nimmt.“ Aber die Kirche sei doch auch unfähig oder unwillens, im politischen Diskurs mit einer eigenen – will sagen evangelischen – Position mitzutun. Bildungsfern, sprachlos, banal. Professor Graf spart nicht gerade mit Vorwürfen. Gewiss, in diesen sogenannten Untugenden steckt auch Polemik mit drin. Ob es da wirklich ums Diagnostizieren oder vielleicht doch eher schon ums Sezieren geht, bleibe dahingestellt. Aber uns sollte die andere Frage mehr kümmern, nämlich, ob darin nicht auch Wahrheit steckt. Die Graftschen Untugenden wären nämlich verheerend. Verheerend für die evangelische Kirche, die Kirche des gesprochenen Wortes, und damit verheerend für die Verkündigung. Wenn das stimmt, was der Professor sagt, dann haben wir ein Problem.

Hohe Synode, stimmt es denn? Alle haben wir rasch Gegenbeispiele zur Hand: Präzise, gehaltvolle Gebete, kunstvolle, rhetorisch veredelte Predigten, Pfarrerinnen und Pfarrer, die mit der Gemeinde und für die Gemeinde leben, nicht als Teil einer elitären Klerikerkaste, sondern bescheiden, zugänglich und nahe bei den Menschen. Kirchenräte, denen die Wortkultur in Gottesdienst und Kirchenalltag durchaus ein Herzensanliegen ist, und ja, vielleicht sogar hie und da auch ein Kirchenbund, der ein öffentliches Wort spricht, das nicht moralistisch und überheblich klingt, sondern vielleicht moralisch und verantwortlich, eine evangelische Stimme, wenn nötig nach links und nach rechts, aber vielleicht passt das alles nicht so ganz ins Bild der Graftschen Untugenden. Und doch, die Diagnose

schmerzt. Die protestantischen Untugenden sind keine professorale Erfindung, auch wenn es Gegenbeispiele gibt, auch wenn Grafs Polemik ungerecht ist. Zuviel daran ist leider nicht ganz so falsch, wie wir es gerne hätten. Und wenn es dann erst noch so gnadenlos formuliert wird, wie bei Graf, dann tut es eben weh. Das weiss auch der genannte Rezensent von „ennet“ der Limmat, wenn er schreibt: „Man wird für dieses freibeuterische Buch sicherlich die Prognose wagen dürfen, dass es mit manchem Kirchenhaupt zusammenstossen wird. Aber – um mit Lichtenberg zu fragen –, wenn es dabei hohl klingt, ist es allemal das Buch?“ Wir lassen die Frage meines Pfarrkollegen unbeantwortet. Es schadet ja nichts, wenn Kirchenhäupter überhaupt mit Büchern zusammenstossen. Das Lesen steht uns gut an. „Lies bis ans End“, sagt Zwingli, „und ermiss nicht nur, wie grob, sondern auch, wie wahr es sei.“ Reformiertes selber Denken ist das und darauf sind wir ja schliesslich mächtig stolz. Apropos Stolz. Noch ein zweiter Professor hat unsere Kirche durchleuchtet: Jörg Stolz, Religionssoziologe, hat eine Studie zur Zukunft der Reformierten geschrieben. Vor einem Jahr ist sie erschienen und auch dieses Buch ist seither mit manchem Kirchenhaupt zusammengestossen. Hier ist einiges zu lesen, was Synoden und Kirchenräte in Zukunft beschäftigen wird. Anders als Graf konzentriert sich Stolz auf die Schweizer Situation. Er analysiert die Gemeinden und Landeskirchen und den Kirchenbund. Die Ergebnisse stellt er denjenigen Entwicklungen gegenüber, die unsere Gesellschaft im Augenblick bewegen. Diese nennt er „Megatrends“, grosse gesellschaftliche Veränderungen. Megatrends bewirken, sagt er, dass sich die reformierten Kirchen in 50 Jahren in einer völlig anderen Welt befinden werden als heute. Zum Beispiel seien gesellschaftliche Entflechtungen im Gang. Die Entflechtung von Kirche und Staat, die Entflechtung von Kirche und Erziehungssystem zum Beispiel. Ein zweiter Megatrend, so Stolz, ist die Individualisierung. Auch das hat Folgen für uns, für die Kirche. Die konfessionellen Milieus zerbrechen, die Ortsgemeinde wird immer weniger wichtig. Die Menschen entwickeln eine generelle Abneigung, sich von der Kirche sagen zu lassen, was sie glauben und wie sie praktizieren sollten. Drittens gebe es einen tiefgreifenden Wertewandel. An die Stelle von Gehorsam, Treue und Pflichterfüllung trete nun zum Beispiel Selbstverwirklichung, Kreativität, Toleranz. Auch dies führe dazu, dass die Menschen sich von der Institution Kirche nichts mehr sagen lassen wollen.

Und viertens bekomme die Kirche nun langsam säkulare Konkurrenz, so Stolz. Spirituelle Aktivitäten sind nun auch im Rahmen von Wellness, Esoterik und Selbsterfahrung zu haben. „Rite de passage“ können auch durch private Ritualberater besorgt werden. Solche und andere Veränderungen sind es, die Stolz auswertet. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie sich aus soziologischer Sicht nicht aufhalten lassen. Weil die reformierten Kirchen wenig äussere Sichtbarkeit und ebenso wenig innere Einheit erkennen lassen, verstärkt sich die Wirkung der Megatrends erst recht. Und so ist für den Soziologen klar, dass die reformierten Kirchen in wenigen Jahrzehnten deutlich kleiner und ärmer sind als heute. Ihre Mitglieder werden im Durchschnitt deutlich älter sein. Kleiner, ärmer und älter, so sieht also unsere reformierte Kirche schon bald aus, wenn man den Soziologen befragt. Zwar gäbe es, wie bei Grafs Buch, auch bei Stolz vielerlei Ungereimtheiten zu benennen, und Widerspruch wurde auch formuliert. Es hat sich ja mittlerweile herumgesprochen: Prognosen sind schwierig, besonders, wenn sie die Zukunft betreffen. Die Studie sagt es zum Glück auch gleich selber. Aber im soziologischen Kern hat bisher meines Wissens Stolz niemand widersprochen, und dieser Kern heisst: Kleiner, ärmer und älter.

Hohe Synode, das ist nun also die zweite unangenehme Diagnose. Während sich die erste etwa als kirchlichen Sprachverlust bezeichnen lässt, lautet die zweite auf kirchlichen Einflussverlust. Die öffentliche Bedeutung der reformierten Kirchen wird kleiner, und das ganz besonders in den ehemaligen Zentren der Reformation – den Städten. Je urbaner die Kirchen, desto ausgeprägter ist der Verlust an selbstverständlicher Öffentlichkeit. Man stelle sich das vor: Fast ein halbes Jahrtausend lang hat reformierter Glaube die Gesellschaft in den grössten Schweizer Städten geprägt. Und dann dauert es kein halbes Jahrhundert, bis von einstigen Leuchtfeuern der Reformation nicht mehr gar so viel zu sehen ist. In den Städten Calvins und Oekolampads wohnen heute reformierte Minderheiten. Anders ist es in Bern, wo die reformierte Tradition nach wie vor die Mehrheit bildet. Aber kleiner, ärmer und älter ist nun mal laut gesagt, und aller kirchenfürstlicher Zweckoptimismus vermag diese drei Nadelstiche im reformierten Selbstbewusstsein nicht so schnell zu heilen. Und als ob das alles nicht genügt, lesen wir dann noch in der Zeitung: „Düstere Zukunft für die

Reformierten.“ So stand es vor einem Jahr in der „NZZ am Sonntag“, ausgerechnet an Ostern. Da stehen wir heute. Düstere Zukunft hat man uns vorausgesagt, und jetzt?

Jetzt, liebe Schwestern und Brüder, jetzt ist es wohl an der Zeit, innezuhalten und nachzudenken. Worum geht es hier eigentlich? Was machen diese Prognosen mit uns, mit unserem Vertrauen in die Kirche, ja mit unserem persönlichen Glauben? Vielleicht lässt Sie das alles ja kühl. Mich lässt es leider nicht kühl. Nicht, weil ich soziologengläubig wäre, aber ich sehe, wie viel Verunsicherung diese Studie unter meinen Pfarrkollegen auslöst, wie viele Ängste aufkommen über die Zukunft der Kirche, welche Sorge über die eigene Stelle damit verbunden ist. Und so empfehle ich: Reagieren wir nüchtern, nehmen wir wahr, was ist, schonungslos, aber auch präzise, und das heisst, ohne Tendenz zur Selbstzerfleischung. Nehmen wir die Wirklichkeit so wahr, wie sie ist. Das würde Folgendes heissen: Vergessen wir nicht, das, was uns der Soziologe sagt, ist sein Blick auf die Wirklichkeit. Es ist zum Beispiel nicht mein Blick. Ich glaube nicht an seine Prognose, um das hier auch gleich deponiert zu haben. Aber seine Diagnose erklärt mir doch einiges. Gerade, wenn ich eine theologische Antwort formulieren soll, dann hilft mir eine Wirklichkeitsbeschreibung aus anderer Sicht als der theologischen. Hier hat der Soziologe dem Theologen etwas zu sagen und offenbar nichts Unwichtiges. Diesen Anspruch haben wir Theologinnen und Theologen ja schliesslich andern gegenüber auch. Wir machen unsere Theologie ja auch nicht für uns selber – hoffentlich. Seien wir doch dankbar dafür, dass uns jemand die Augen öffnet für etwas, was wir nicht selber sehen oder jedenfalls nicht selber sehen wollten. Das gilt nicht weniger für den Kirchenkritiker Graf und seine Untugenden. Was uns der scharfzüngige Intellektuelle sagt, ist sein Blick auf die Wirklichkeit. Auch das ist nicht mein Blick. Ich glaube nicht, wie er, an die unersetzliche Bedeutung des Bildungsbürgertums für das Pfarramt. Ich finde das Bedürfnis nach Religionswellness nicht banal. Aber seine Freiheit, Klartext zu sprechen, diese Freiheit ist schon wohltuend. Oder hören Sie oft, dass Ihnen jemand sagt: „Die Elite geht bei uns nicht mehr ins Pfarramt.“? Vielleicht stimmt das ja gar nicht oder vielleicht stimmt es nicht so ganz. Aber seien wir doch dankbar, wagt jemand, Unangenehmes auszusprechen. Das ist nötig für die, die „selber Denken“ auf ihre Fahne geschrieben haben.

Zur nüchternen Reaktion gehört aber auch eine umfassende Beurteilung. Es gibt nämlich noch weitere soziologische Studien. Eine davon ist die sogenannte FAKIR-Studie (Finanzanalyse Kirchen), ein Nationalfondsprojekt. Und sie vermittelt ein anderes Bild. Die Kirchen seien Sozialdienstleister für alle Bürgerinnen und Bürger, für Nichtmitglieder so sehr wie für die Mitglieder. Sie leisteten einen wichtigen Beitrag zum Sozialstaat. So hat dank diakonischer Leistungen die Kirche nach wie vor viel Goodwill in der Gesellschaft. Kirchen sind ihren Preis wert, sagt uns die Gesellschaft. Auch das ist Teil der soziologischen Wirklichkeit. Die Kirchen als Sozialdienstleister geniessen unverändert gesellschaftliche Legitimation.

Und so gilt es, beides anzuerkennen: Die öffentliche Akzeptanz auf der einen Seite, aber auch den Einflussverlust auf der anderen Seite. Die Wirklichkeit ist widersprüchlich. Die Wirklichkeit wahrzuhaben ist der erste Schritt. Der zweite lautet: Die Wirklichkeit zu wollen. Das ist schon etwas schwieriger, nicht wahr, denn das verlangt Gottvertrauen. Gottvertrauen angesichts dieser Wirklichkeit hiesse doch: Wir werden kleiner und ärmer, und Gott will das so. In der Tat, Gott geht offenbar neue Wege mit unserer Kirche. Wege, die wir nicht selber wählen konnten, und dass sie uns beunruhigen, muss uns ja nicht erstaunen, schliesslich gibt es gute biblische Vorbilder dafür. Die neuen Wege stellen uns zwar vor neue Probleme, aber offenbar ist das im göttlichen Heilsplan so gewollt. Weshalb sollten wir gottgewollte Wege nicht auch wollen? Zwingli sagt es uns einmal mehr: „Darum sollen uns alle Anfechtungen hochwillkommen sein, denn Gott hat sie uns auferlegt, damit wir uns daran unseres Glaubens bewusst werden. Gott prüft uns damit.“ Sagen wir also Ja. Suchen wir die Chance hinter der Bedrohung. Vielleicht ist es gerade die Chance, die uns gefehlt hat. Nehmen wir zum Beispiel die Tatsache, dass die Kirche nicht mehr die einzige sinnstiftende Institution ist in unserem Land. Warum sollten wir uns deswegen Sorgen machen? Monopole tun selten gut, auf die Dauer auch nicht den Monopolisten. Akzeptieren wir also, dass die Kirche die Monopolstellung verliert. Gerade wir, die Reformierten, wollten doch die pluralistische Gesellschaft. Jetzt ist sie da. Die Konkurrenz hält uns fit. Warum sollte das nicht auch für uns gelten? Vielleicht hilft uns gerade das,

wieder bewusster, ehrlicher und freudiger den eigenen Glauben zu leben. Oder zweitens die Prognose, dass die Kirchen möglicherweise ärmer werden. Soll uns das betrüben? Ein Blick in die weite reformierte Welt zeigt: Fast alle Kirchen rund um den Globus sind ärmer, jedenfalls, was die Finanzen angeht. Und trotzdem gelingt ihnen ein blühendes Gemeindeleben, und trotzdem geben sie ihr letztes Geld für die Diakonie aus, und trotzdem sagen sie mir immer wieder, fühlen sie sich nicht arm. Vielleicht bekommen nun auch wir einen Schatz geschenkt, von dessen Reichtum wir noch gar nichts wissen. Oder nehmen wir drittens das professorale Bedauern über den Auszug der männlichen Bildungselite aus dem Pfarramt. Ist es wirklich eine Untugend, dass das Evangelium heute etwas weniger häufig von Enzyklopädischen Bildungsbürgern verkündet wird als auch schon? Vielleicht kann man auch ohne die Aura des urbanen Intellektuellen zu den Menschen sprechen, und sie verstehen einen möglicherweise trotzdem nicht schlechter. Oder mit Bullingers Worten: „Es ist der Kirche nie gut ergangen, wenn Gelehrte und bildungsbeflissene Männer die Einfachheit und Reinheit des Wortes Gottes verlassen und ihre Augen anderswohin gewandt und nicht allein nach dem Wort Gottes gestrebt haben.“ Bullinger hätte auch direkt auf Jesus verweisen können. Der Herr der Kirche hat sich bekanntlich seine Apostel auch nicht an Elitegymnasien und aus Nationalfondsstipendiaten ausgesucht. Dort gibt es nämlich auffällig wenig Fischer und Zöllner. Dass sich bei uns vielleicht wieder etwas bibelnähere Zustände anbahnen, muss uns also keine Angst machen. Wer weiss, vielleicht ist eine Predigt mit Bildern aus dem Berufsalltag nicht weniger berührend als die glänzende Komposition aus dem pfarrherrlichen Studierzimmer.

Das sind nur drei Beispiele, aber es sind Beispiele, die uns Mut machen können, Mut zur Veränderung. Dass wir diese Veränderung nicht wollten, ist unerheblich. Es sind nun einmal Gottes Wege mit seiner Kirche. Gut sind sie, weil Gott sie will. Das ist vermutlich die wichtigste theologische Antwort auf eine soziologische Studie. Als Kirche stehen wir vor einem neuen Aufbruch. Sagen wir Ja dazu, nicht „faute de mieux“, sondern aus Überzeugung.

Hohe Synode, die Wirklichkeit wahrhaben, die Wirklichkeit wollen, diese

zwei ersten Schritte sind getan, aber spannend wird es freilich erst jetzt, denn jetzt haben wir eine Wahl. Wir könnten einfach zur Tagesordnung zurückgehen. Auf der Tagesordnung einer Kirchenleitung steht gewöhnlich das Tagesgeschäft des Kirche-Leitens. Wir schreiben also Budgets, reorganisieren Departemente und tun auch sonst allerlei, was unerlässlich ist für einen funktionierenden Betrieb. Das ist gut und nötig. Aber reicht das? Reicht es angesichts der Veränderungen, die man uns gerade vor Augen geführt hat? Können wir zur Tagesordnung übergehen, als ob nichts geschehen wäre? Hier bin ich dezidiert anderer Meinung: Nein, es reicht nicht. Zu einschneidend ist die gesellschaftliche Veränderung und zu gross sind die Umbrüche. Und: zu wichtig ist der Auftrag der Kirche. Wir haben ein Evangelium zu verkündigen. Ein Evangelium in Wort und Tat. Es kann uns doch nicht egal sein, wenn sich die Welt um uns herum so verändert, dass man dieses Evangelium offenbar kaum mehr hört. Soll es, darf es uns genügen, wenn man unsere Diakonie zwar schätzt, aber von der frohen Botschaft nichts mehr hören will? Es reicht nicht: auch das Wort ist Verkündigung, nicht nur die Tat. Beides gehört untrennbar zusammen. Zusammengefasst: Entweder, wir gehen zur Tagesordnung über, als wäre es kein Problem, dass es uns immer schlechter gelingt, Gottes frohe Botschaft auch mit dem Wort zu verkündigen, oder wir schauen einmal etwas genauer hin, woran es denn liegt, dass es uns nicht gelingt. Warum macht sie die Leute nicht mehr so froh, diese Botschaft? Vielleicht ist der Augenblick gekommen, um wieder das Wesentliche freizulegen.

Das ist, so glaube ich, der dritte und letzte Schritt, der für einen Neuaufbruch nötig ist. Das Wesentliche freilegen ist das, was auch die Reformatoren taten. Sie haben es in die Kurzformel gefasst: „Sola Christus, sola scriptura, sola fides, sola gratia“ (Allein Christus, allein die Heilige Schrift, allein durch den Glauben, allein aus Gnade). Und wenn Sie jetzt denken, das sei nichts Neues, dann haben Sie recht. Das ist nichts Neues. Es war übrigens auch damals im 16. Jahrhundert nichts Neues. Es war nur neu entdeckt. Der Neuaufbruch besteht gerade darin, uns darauf zu besinnen, dass das Alte halt immer noch wahr ist. Allerdings ist es anders wahr als damals. Heute eignet es sich nicht mehr so sehr als antikatholischer Schlachtruf. Heute sind wir selbst die Adressaten. Rufen wir es uns selbst zu und rütteln wir uns wach aus einem staatlich subventionierten Winterschlaf

mit progressiver Verbürgerlichung. Allein Christus – das ist wesentlich für unseren Glauben, und darum ist es wesentlich auch für einen Neuaufbruch. Allein Christus ist unser Heil. Ich muss Ihnen nicht ausmalen, welche Sprengkraft ein solches Bekenntnis heute in sich trägt.

Ist es das, was von unseren Kanzeln gepredigt wird? Ist es das, was unsere Kinder im Unterricht hören? Ist es das, was wir im interreligiösen Dialog zu sagen wagen? Solus Christus! Es gibt nichts Ur-Reformierteres als das. Wenn wir uns als Reformierte verstehen, meinen wir dann auch solus Christus, oder heisst Reformiert-Sein heute etwas anderes? Sola scriptura: beachtlich, wie unermüdlich wir die zentrale Bedeutung der Heiligen Schrift betonen. Beachtlich umso mehr, als in einer durchschnittlichen katholischen Messe mehr Bibeltexte gelesen werden als in vielen reformierten Gottesdiensten. Abgesehen vom Abgrenzungspotential gegen eine lehramtliche Tradition: Welchen Stellenwert hat die Bibel ganz konkret im Leben unserer Kirchgemeinde oder in der Seelsorge oder im eigenen persönlichen Tagesablauf. Und schliesslich sola fides und sola gratia. Allein aus Gnade schenkt uns Gott sein Heil. Allein durch Glauben errettet uns Gott.

Hohe Synode, glauben Sie das wirklich? Glauben Sie überhaupt an ein Heil, wie wir es in der Bibel lesen und im Glaubensbekenntnis wiederfinden? So ganz mit leiblicher Auferstehung der Toten? Reformiert-Sein im Sinn der Reformatoren hat genau das bedeutet. Der Verweis auf das apostolische Glaubensbekenntnis findet sich mehrfach bei allen Reformatoren. Gilt das heute noch, wenn wir von Reformiert-Sein sprechen? Die Antwort kann uns kein Zwingli und kein Bullinger geben, aber sie würden uns wohl danach fragen.

Liebe Schwestern und Brüder, was würden Sie antworten? Diesen Glauben, durch den allein wir gerettet sind, wie formulieren Sie ihn heute? Christus, Bibel, Glaube, Gnade, wenn etwas unsere Kirche wesentlich ausmacht und freigelegt werden muss, dann dies. Weil dem so ist, ist der Neuaufbruch nicht geschafft bisher. Das Wahrnehmen der soziologischen Studien ist kein Neuaufbruch. Das je eigene, individuelle Bekenntnis ist wichtig, das ist keine Frage. Nötig ist aber vielleicht auch wieder ein gemeinsames Wort.

Gefragt ist eine Kirche, die evangelischreformiert spricht, und die verständlich spricht und hörbar spricht. Wenn damit etwas gemeint ist, das mit dem Glauben der Reformatoren zu tun haben soll, etwas, dem man die evangelische Gestalt ansieht, dann brauchen wir neue Klarheit, eine neue Verbindlichkeit und einen neuen Willen, das alles auch öffentlich zu sagen. Mit dem Wesentlichen freilegen beginnt – so scheint mir – der Neuaufbruch. Wenn uns das nicht gelingt, werden wir nicht aufbrechen. Das Wesentliche ist nicht, ob wir äusserlich gross oder klein sind. Das Wesentliche ist nicht, ob wir gegen aussen viele Mitglieder aufweisen und immer mehr. Grösse heisst zuerst einmal: innere Grösse. Solch innere Grösse der Kirche zeichnet sich aus durch einen gemeinsamen Willen, das Wesentliche zu tun und auch zu sagen.

Liebe Zuhörerin, lieber Zuhörer, habe ich Sie sehr enttäuscht? Haben Sie erwartet, von Plänen, Projekten und Initiativen des Kirchenbundes zu hören? Recht haben Sie, und doch beginnt auch im Kirchenbund jeder Neuaufbruch mit der Besinnung auf das Wesentliche. Es scheint mir wichtig, dass wir nicht zu schnell darüber hinweg schauen. Auch wir im Kirchenbund machen Legislaturziele und überlegen uns, wie es weitergehen soll. Sie werden in den nächsten Wochen, Monaten und Jahren hoffentlich von diesen Projekten hören. Aber messen sollten sie diese dann daran, ob dieses Wesentliche, von dem ich hier gesprochen habe, freigelegt wird durch das, was wir tun. So, wie wir auch bei Ihnen schauen und vielleicht zwischendurch zu fragen wagen, ob Sie Wesentliches freidecken. Gerne nenne ich Ihnen drei Punkte, die dem Kirchenbund wesentlich sind: Es beginnt beim Gottesdienst. Wenn im Gottesdienst Verkündigung und frohe Botschaft transportiert werden, dann muss der Gottesdienst so sein, dass die Menschen gerne kommen. Ich habe mich schon über das Wesen der Predigt geäussert, über die Dauer, die eine Predigt braucht, wenn man sie gut schreiben will, über die Bedeutung einer Predigt. Dasselbe gilt für die Liturgie. Es ist keine banale Religionswellness, wenn die Menschen von unseren Gottesdiensten mehr erwarten als nur intellektuelle Nahrung. Der Kirchenbund wird sich dafür einsetzen, hier zu stärken. Wir denken beispielsweise an einen nationalen Predigtpreis, den wir zur Förderung der Predigt einsetzen könnten. Sie werden davon hören.

Einheit heisst das zweite Stichwort. Einheit, eine wichtige Aufgabe des Kirchenbundes, aber nicht nur des Kirchenbundes, um noch einmal Zwingli zur Sprache kommen zu lassen: „Die Kirche, die sich im festen Glauben auf Christus, den Sohn gründet, ist die – katholische.“ Das sagt Zwingli. Aber alle diese Kirchengemeinden sind eine einzige Kirche – Christi Braut. Die Griechen nennen sie die katholische. Wir müssen zurückfinden zur Wahrnehmung der Kirche als katholisch, und da spielen Sie, liebe Zürcherinnen und Zürcher, eine wichtige Rolle für den Kirchenbund. Sie haben es gewagt, wieder von „reformierter Katholizität“ zu sprechen, und ich werde nicht müde, das in die ganze Schweiz hinauszutragen.

Das dritte ist vielleicht das Schwierigste. Ich habe noch kein besseres Wort dafür gefunden als „Christ-Gestalt“. Die Kirche als Christ-Gestalt: Dass wir also in dem, was wir tun und sagen, Jesus Christus lebendig machen. Dass wir erkennbar sind in seiner Nachfolge. Dass wir erkennbar sind in der Art, wie wir leben, in der Art, wie wir sprechen, in der Art, wie wir Gemeinschaft bilden. Es hat viele Facetten. Es geht beispielsweise um die Bekenntnisdiskussion, aber bevor wir diese weiterführen, müssten wir uns möglicherweise wieder darüber unterhalten, was wir inhaltlich denn eigentlich bekennen wollen. Die Frage, was das Dogma des Bekenntnisses ausdrückt, ist neu zu stellen. Es geht nicht nur um den Vorgang, es geht auch um den Inhalt. Das zweite ist die evangelische Stimme. Der Kirchenbund versucht, seine Legislaturziele in die Kategorien „evangelisch sprechen“ und „evangelisch Kirche sein“ zu fassen. Die evangelische Stimme, die nicht einfach ein allgemeines, etwas vages, ethisches Wort ist, sondern ein Wort aus dem Evangelium, mit politischen und ethischen Konsequenzen. Und schliesslich geht es auch um die Diakonie: Wir sind auch glaubwürdig durch die Art, wie wir helfen, wie wir Leben fördern, wie wir andere unterstützen. Auf diesen Gebieten wird auch der Kirchenbund weiterarbeiten, und ich stehe Ihnen gerne regelmässig Red' und Antwort und gebe Rechenschaft darüber ab.

Liebe Schwestern und Brüder, ich komme zum Schluss. Es ist Reformationszeit. Sagen wir das doch ganz ohne Pathos. „Semper reformanda“ gilt immer, also auch jetzt. Deshalb ist auch jetzt Zeit, zu reformieren. Allerdings sollten wir dieses Reformieren nicht als

Reorganisation verstehen, sondern primär als Re-Evangelisation. Hier beginnt das Reformieren, eine Reinigung von allem, was den Blick auf das Evangelium versperrt. Das können wir von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts lernen, und das müssen wir möglicherweise selber neu entdecken. Re-Evangelisation – den Blick freimachen auf das Wesentliche. Wagen wir das? Wagen wir es, bestimmt das Wesentliche zu tun, und es aber auch zu sagen! Denn Gott hat uns ja nicht den Geist der Furcht gegeben, sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. Das ist der Pfingst-Geist, in dem wir heute stehen. Und dieser Pfingst-Geist hat zugegebenermassen noch einen anderen Effekt: Wer von ihm erfüllt ist, dem läuft das Herz über, und wem das Herz überläuft, dem läuft dann auch der Mund über vor lauter Worten, die er loswerden möchte, aber dagegen hilft eine der ältesten Kirchenverfassungen der Schweiz – und das muss jetzt auch gesagt werden –, der Berner Synodus. Dort steht: „Doch haben wir nicht vor, weiter von diesen Dingen zu handeln. Wo Christi Kreuz in das Herz kommt, da wird in allem übrigen bald Rat.“ Mit diesem weisen Berner Wort möchte ich schliessen. Vielen Dank.» (*lang anhaltender Applaus*)

Peter Würmli haben die Worte des SEK-Ratspräsidenten nicht «enttäuscht», sondern nachdenklich und hoffnungsvoll auf das Künftige hin gestimmt.

Kirchenratspräsident Michel Müller ist es anders ergangen: Ihn hat Gottfried Locher «ent-täuscht», aber er hat es auch nicht anders erwartet, als dass Gottfried Locher die Synodalen von falschen Täuschungen befreit. Dazu hat ihn die Zürcher Delegation schliesslich gewählt. Es ist verdankenswert, dass da jemand vorausdenkt, selbst wenn man diesen Gedanken vielleicht nicht immer nachfolgt, sondern zwischenzeitlich auch mit ihnen zusammenstösst, immer auf das Ziel ausgerichtet, eine Kirche Christi zu werden.

Gottfried Locher beantwortet eine kleine Auswahl aus Fragen der Synodalen, die ihm vorgängig schriftlich vorgelegt wurden:
– *Was kann der SEK für die Christen im nahen Osten tun?*

Der SEK versucht einerseits durch Öffentlichkeit, die Christen im nahen Osten zu begleiten. Die Begegnung mit dem Abt des Klosters Mor Gabriel

hat dabei eine Rolle gespielt. Andererseits nimmt der Kirchenbund Einfluss bei den Behörden. Er selber hat einen Termin beim türkischen Botschafter bekommen, um ihm die Sicht des SEK darzulegen, aber auch, um den dortigen Christen eine Sprache zu geben. Es wird gerne vergessen, dass Christen schon im nahen Osten lebten, als es den Islam noch gar nicht gab. Die Situation ist komplex. Es geht nicht nur um religiöse Fragen, es geht auch um kulturelle Spannungen. Der Schweizerische Rat der Religionen versucht hier zu vermitteln, was wegen der unterschiedlichen Sicht der Dinge nicht einfach ist. Im nahen Osten sind nicht alle bereit, die Christenverfolgungen beim Namen zu nennen. Das Gespräch muss also auf einer grundlegenden Ebene beginnen. Der Kirchenbund versucht als Mitglied internationaler kirchlicher Organisationen, mit diesen gemeinsam Einfluss zu nehmen, wo es ihm möglich ist.

– *Wie stellt sich der SEK zu einem gemeinsamen Credo?*

Es ist nicht ganz klar, was mit diesem Bekenntnisprozess eigentlich angestrebt wird. Es gibt in der Volkskirche verschiedene Anschauungen, ob die Bekenntnisfreiheit beibehalten werden soll oder ob ein gemeinsames Bekenntnis nötig ist. Das ist eine grundlegende Entscheidung. Der SEK-Präsident hat in seinem Vortrag betont, dass er für mehr Verbindlichkeit ist. Es ist aber nur sinnvoll, etwas bewegen zu wollen, wenn die Kirche als Ganzes dies will. Der Bekenntnisentscheid kann nicht ein Mehrheitsentscheid sein, er muss ein allgemeiner Wille sein. Im Bekenntnis gibt es Glaubensaussagen, die eine verdichtete Wahrheit biblischer Aussagen sind. Im Augenblick ist kein Konsens erkennbar, beispielsweise über die leibliche Auferstehung der Toten. Es braucht zuerst eine Klärung des Prozesses.

– *Welche Rolle spielt die Zürcher Kirche für den SEK?*

Der neue Zürcher Kirchenratspräsident hat an der Sitzung der kantonalen Kirchenpräsidien gesagt, Zürich sei gerne bereit, den Kirchenbund zu tragen – sogar noch stärker als bisher, sollte das nötig werden. Doch brauche es dafür ein Commitment aller zu mehr Katholizität, zu mehr evangelischem Einheitsverständnis. Erst dann könne etwas Neues entstehen. Ob dieser

Wille da ist, ist Sache einer führenden Kirche, wie die Zürcher Kirche eine ist. Sie kann einen Prozess erzwingen, indem sie fordert, von den anderen Kirchen zu hören, wie diese den Kirchenbund in der Zukunft sehen. Die evangelische Kirche in der Schweiz ist – auch als Titel – eine Möglichkeit. Deutschland macht das längst vor. Der SEK-Präsident befindet sich in einer Zwickmühle: Nach aussen ist er gefordert, für die Reformierten zu sprechen. Tut er dies, wird ihm nach innen gesagt, das dürfe er nicht. Diese Lage ist auf die Dauer schwer zu ertragen. Es braucht dringend eine Klärung, was Kirche ist und was ein Kirchenbundspräsident sein soll und sagen darf. (*Applaus*)

Präsident Peter Würmli bedankt sich und verabschiedet den SEK-Präsidenten mit den besten Wünschen.